

## DER KÜNSTLER REITER

Im sogenannten „Lebenslauf“ wird ein jeder zum Glücksforscher in eigener Sache. Wo bin ich gelandet, was macht mir Freude und was wird mir noch bis zum Schluss Freude machen?

Zu Roland Reiters Biographie gehört eine quälende Schulzeit. Als Kind war er Legastheniker und er kam aus einer gesellschaftlichen Schicht, in der das Wort „Legastheniker“ in seiner ganzen Monstrosität unbekannt war. Vieles wurde unternommen, um die Legasthenie des Knaben zu bekämpfen. In solchen Kämpfen wird aus einem Defizit immer eine Haupt- und Staatsaktion. Das Kind sieht sich der ganzen Menschheit gegenüber, die beschlossen hat, einen Legastheniker nicht in Ordnung zu finden. Aber der legasthenische Knabe erlitt nicht das Drama des begabten Kindes. Begabt war er, aber eben einseitig (er gewann jeden Zeichenwettbewerb), und es kommt unter solchen Vorzeichen immer darauf an, wie sehr man die Einseitigkeit auslebt und das heißt, fundamentalistisch gedacht, wie sehr man aus seiner einen Begabung „alles“ macht. Das ist das Künstlerleben und schon in der Kindheit ging Reiter weg von den Buchstaben, verlegte sich aufs Zeichnen und später auf Bildende Kunst. „Das ist meine Sprache“, sagt der Künstler.

Dass die eine Sprache keine Wahl lässt, weil eine andere nicht in Frage kommt, ist in den Ansichten über die Kunst oft trivial so ausgedrückt worden, dass Kunst eben von Müssen und nicht von Können käme. Aber der Zwang allein genügt für die Kunst nicht, die davon lebt, dass sie sich Freiheiten nimmt. Der Kunst wird außerdem nachgesagt, sie neige eher dazu, das Tragische zu betonen. Aber andererseits ist sie doch ein ausgezeichnetes Medium, um von Freude zu künden. Die starke, virtuos arrangierte Gegenständlichkeit, zu der Reiter zwei Sparten seiner Lebensfreude – das Motorrad und das Schlagzeug – in einem Kunstwerk zusammenbringt, ist einprägsam, nicht zuletzt weil man die Montage im Sinne der Glücksforschung verstehen kann: Die ganze Installation hält Schlagzeug und Motorrad in der Schweben und sie ist selber ein einziger Schwebezustand. Alles was nicht frei schwebend ist, kann kein Glück sein, denn das Realitätsprinzip wirkt von dem Moment ohne Rücksicht, in dem man „mit beiden Beinen im Leben steht“. Die eingeübte Standfestigkeit lässt den Schwebezustand nicht zu, mit dem unserer irdisches Glück auskommen muss.

Nun existiert auf der Welt „von Natur aus“ kein Gegenstand, der halb Motorrad halb Schlagzeug sein könnte. Auch die Technik wird sich hüten, so etwas zu bauen, das keinen Nutzen haben kann. Reiters Sache ist die Störung des Naturalismus. Seine Arbeiten enthalten daher auch Polemiken gegen jede konventionelle, vom Realitätssinn geleitete Abbildhaftigkeit. So sieht man wieder, dass Kunst von „künstlich“ kommt,

dass sie eigene Regeln hat (das heißt: eigene Möglichkeiten) und dass ihr Zweck kein Verwendungszweck

ist. Damit wird eben nicht behauptet, sie wäre unbrauchbar: Der Ausdruck von Freude, ja von Obsession, ist unverzichtbar, weil er sagt, dass einem Menschen auf Erden doch zu helfen war und dass wenigstens nicht alle unglücklich sein müssen. Der Ausdruck der Freude konkurriert mit dem Realitätssinn. Die vergegenständliche Mischung aus Motorrad und Schlagzeug haben etwas von der Art, in der Träume ihre eigene Realität zusammenbauen. Träume sind (wie einst die Mythen) nicht unvernünftig. Sie sind *anders* vernünftig, und die Kunst ist die gesellschaftlich eingeräumte und erlaubte Möglichkeit, mit dieser anderen Vernunft (und für sie) zu arbeiten.

Reiters Arbeitsweise ist nicht zuletzt im Persönlichen verankert. Der Künstler bearbeitet, sublimiert, aber vergrößert und dramatisiert auch Erfahrungen, die er auf seinem Lebensweg machte. Seine Kunst kalkuliert nicht kühl, sondern das emotionale, das „ausdrucksvolle“ Moment ist eines ihrer Kennzeichen. Das Schlagzeug-Motorrad (oder Motorrad-Schlagzeug) zeugt davon und die ursprüngliche expressive Ehrlichkeit des Rock and Roll ist ein utopisches Motiv dieses Traum-Werks. Befasst man sich mit Reiters Werk dann begegnet man einem anderen Motiv, das aus Träumen nicht unbekannt ist: Felle und Haare, die einem in der Kunst Reiters an die Haut gehen.

So etwas wie die Autonomie des Haarwuchses spielt sich in einer Arbeit Reiters ab, nämlich in der eindrucksvollen Mixtur aus goldenem Helm und dem fülligen Auswuchs schwarzer Haare, den der Helm, ein vergoldeter Motorradhelm, kaum bedecken kann. Die Skulptur hat mythische Ausdruckskraft und ist doch typisch für die Moderne. Ein goldener Helm ist in der Kunstgeschichte ganz und gar eingebürgert, man könnte die Phrase benützen, dass der goldene Helm eine „Ikone“ der Kunstgeschichte ist. Noch mehr aber ist er durch die seit Jahrhunderten vor sich gehende Rezeption ein Klischee geworden und der wahrhaft moderne Künstler tut sich nicht die vergebliche Mühe an, das Klischee zu vernichten, sondern er nimmt es auf und macht damit etwas, nämlich Kunst.

Dass der schöne Helm nicht Maß halten kann, weil er sichtlich der Haare nicht Herr wird, zu deren Bedeckung er wenigstens auch dienen sollte, ist gleichermaßen unheimlich wie komisch. Der golden glänzende Helm und der kopflose Haarwuchs – sie bilden zusammen eine mythische Gestalt, die die Kraft hat, in der Erinnerung des Betrachters zu bleiben. „Mythisch“ kann man Gebilde oder Gestalten nennen, die nicht durch den Filter der Rationalität gegangen sind, die aber dafür Geschichten erzählen, die mit großer sinnlicher Wucht Konstellationen des Daseins überliefern. Das

kann man Zweigen der künstlerischen Moderne nachsagen: Sie bewahren den Sinn für die unterschwellige, keineswegs überwundene Archaik der rationalisierten, „entzauberten“ Welt.

Franz Schuh